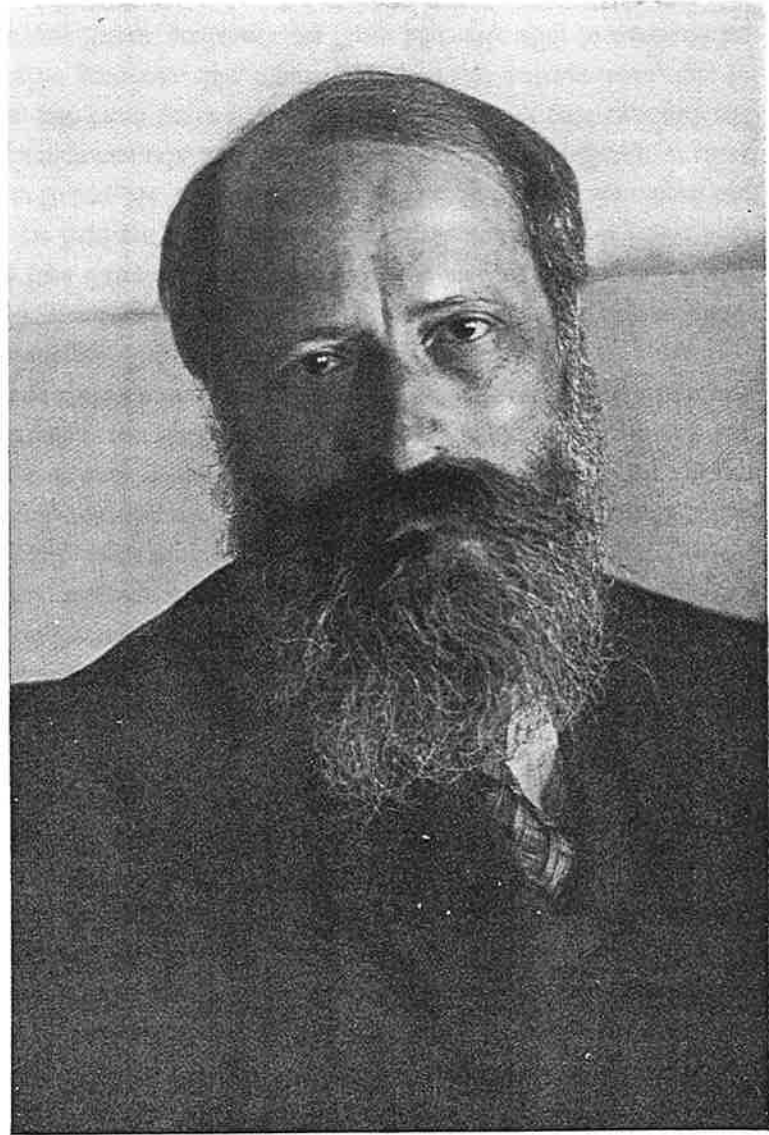


Martin Buber ist Wiener und Jude von Geburt. Den Wiener hört man ihm an: der Ernst seiner Schriften hat stets einen Hauch der gelinden Anmut, die nur in von Neben duftenden Landstrichen gedeiht; sein Wohnsitz ist doch jetzt auch Heppenheim an der Bergstraße. Jüdisch aber empfindet der Leser seiner Schriften zunächst nichts in ihrer Haltung und ihrem Tone. Buber fühlt dies offenbar selbst, aber es ist für ihn kein angenehmes Gefühl, denn sowenig er wünscht, mit der Art, die für jüdisch gilt, verwechselt zu werden, gehört er doch zu dem seltenen Stamm stolzer Juden, und so scheint es ihm Pflicht, nicht etwa zu seiner eigenen Rechtfertigung, sondern zur Berichtigung von Verleumdungen oder Mißverständnissen, uns zu zeigen, daß es eine Judenheit gibt, von der wir anderen, sei's Antisemiten oder Philosemiten, uns ja nichts ahnen lassen: eine versteckte, in der noch der angestammte Geist des Morgenlands ungeschwächt lebt. Auch wer Wiener oder Berliner Juden zu seinen Freunden zählt, gesteht ihnen in platonischen Gesprächen unter vier Augen doch gelegentlich ein, daß in einer brüchig wankenden, von Auflösung aller Werte, ja der bloßen Erinnerung daran, daß es überhaupt eine Rangordnung gibt, bedrohten Zeit der jüdische Geist des Verneinens allmählich eine Gefahr für die Nationen wird, in deren Mitte die Macht der Juden wächst. Juden selber leugnen das gar nicht, aber sie vertrösten uns darauf, daß sie sich ja mit der Zeit schon völlig assimilieren werden. Doch „Simili“, das Wort hat keinen guten Klang, und gerade die besten Juden, mein unvergeßlicher Jugendfreund Theodor Herzl voran, wollten und wollen davon nichts hören. Auch Buber will es nicht. Für sein Gefühl haben sich die Juden gar nicht erst zu rechtfertigen, er will ihre Sendung vielmehr darin erblicken, daß sie das Abendland unablässig immer wieder an seine halb vergessene Sendung erinnern: wachsam zu hüten, was recht ist. Richtung aufs Rechte, Richtung auf den Sinn ist es, woran er unablässig mahnt. „Unselig ist der ungerichtete Mensch, der der Richtung bedarf und ihrer entbehren muß, der Unmächtige.“ Denn die Seele verlangt nach Hilfe, wenn sie bereit sein soll, „dem nackten Wirbel entgegen-

zutreten“. In der „Zweckbesessenheit“ dieser Zeit sieht er die große Gefahr. „Unwirklich bleibt, wer nicht verwirklicht.“ Aber verwirklichen kann nur der schöpferische Mensch, der ja durchaus nicht ein Sonderfall ist, sondern sich nur dadurch von seiner Umgebung abhebt, „daß in ihm gesammelt und werkhafte wirksam erscheint, was in allen angelegt ist. In jedem Menschen wohnt, geübt oder niedergedrängt, die Macht, verbunden zu werden und in die Wirklichkeit einzutreten“. Buber warnt nachdrücklich vor der Verwechslung der Realisierenden mit den bloß Leistenden, die „wirken, ohne zu sein, die geben, was sie nicht haben, die siegen, wo sie nicht kämpften, die Schoßkinder des Scheins“. Die furchtbare Kluft, die heute zwischen dem Denker oder Dichter und dem Tätigen, dem Weltmenschen gähnt, ist für Buber durch die Glaubenskraft wieder überbrückt: „Denn wie der Jüngling im Wackelspiel sich in den Gott verwandelt und ihn verwirklicht, so verwandelt sich der Erkennende in die Welt und verwirklicht sie.“ Daher auch der hohe Rang, den Buber in seiner Weltordnung dem Dichter gibt: „Alles am Dichter nimmt die Dinge wahr, und alles an ihm fliegt den Dingen vorbei. Er ist ganz in dem Einen, das er erlebt, und ist doch schon und noch in all dem andern zugleich. Er kennt die Inbrunst des Verharrens wie der Maler und die Inbrunst des Schwebens wie der Musiker. Seine Sinne sind die stärksten Anker der Welt, und seine Seele der flüchtigste Kiel . . . Dichten ist ein Wählen in der Unendlichkeit; und dieses Wählen ist kein Stöbern, kein Suchen, kein Sieben, sondern es ist ein Feuer, das tilgende und schmelzende Kraft hat. Jedes Wort des Dichters ist einig; und doch liegt um jedes ein Ring aus einer unfaßbaren Materie, der die Sphäre des unendlichen Vergehens abbildet; das ist die Spur der schmelzenden Feuerkraft . . . Der Dichter kennt den Pol der Überkraft und den der Ohnmacht, den der Freiheit und den der Abhängigkeit, den der Vereinigung und den der Verlassenheit, den der Schuld und den der Reinheit, den der Form und den des Gestaltlosen: er erkennt sie alle in der Welt wieder, weil er sie in sich kennt . . . Alle Dichtung ist Gespräch: weil alle Dichtung Gestaltung einer Polarität ist. Der unvermittelten Polarität der Seele, das ist die lyrische Situation: der Dichter hat aus einem seiner Gegensatz-

mit der Bitte zu beginnen: „Ich binde mich mit ganz Israel, mit denen, die größer sind als ich, daß durch sie mein Gedanke aufsteige, und mit denen, die kleiner sind als ich, daß sie durch mich gehoben werden.“ Hinter dem hetenden Judentum steht wachend eine Kraft, in deren Hut sich auch der Schwächste gesichert fühlt, so sehr, daß er sich im Vertrauen auf diesen inneren Halt gelegentlich auch in nicht immer ganz saubere Geschäfte getrost einlassen zu dürfen meint. Der mythische Hintergrund, der selbst dem schäbigsten Handelsjuden nicht fehlt, verführt ihn oft, es im Vordergrunde des täglichen Lebens mit den bürgerlichen Pflichten, mit der Anständigkeit, nicht allzu genau zu nehmen.

Martin Buber legt zur Feier seines Geburtstags jetzt eine Sammlung seiner Schriften über den Chassidismus vor (Verlag von Jakob Hegner in Hellaerau). Er gibt Rechenschaft, was ihm für seine Lebensform von wesentlicher Bedeutung scheint. Der Baalschem, mit dem der Chassidismus beginnt, kam unmittelbar vor der Erscheinung zweier abtrünniger Juden zur Welt: des Baruch Spinoza, den die Synagoge verstieß, und des Sabbatai Zwi, der zum Islam abfiel. In solchen großen Krisen des Geistes besinnt sich ein Volk dann immer auf den Grundgehalt, auf den Kern seiner Lebenskraft. Der Baalschem ist die Gestalt einer solchen Selbstbesinnung auf den Anfang. Spinoza bricht dem jüdischen Glauben seinen Kern aus, indem er ihm nimmt, was Buber die „Unredbarkeit Gottes“ nennt: „das Dufagen zu ihm, das Mit-ihm-Angesicht-in-Angesicht-Stehn, den Umgang mit ihm . . . Gott in aller Konkretheit als Sprecher, die Schöpfung als Sprache: Anruf ins Nichts und Antwort der Dinge durch ihr Erstehn, die Schöpfungssprache dauernd im Leben aller Kreatur, das Leben jedes Geschöpfs als Zwiegespräch, die Welt als Wort – das kundzugeben war Israel da. Es lehrte, es zeigte: der wirkliche Gott ist der anredbare, weil anredende Gott. Diesen anredbaren und anredenden Gott leugnet Spinoza, er sieht darin eine „Minderung der Göttlichkeit“. Der Baalschem kannte wahrscheinlich Spinozas Lehre gar nicht, aber der chassidischen Botschaft will Buber die „Erwiderung“ auf Spinoza anhören, denn sie versteht die Forderung: „Werdet heilig!“ als ein „Gebot nicht einer Abheiligung des Menschen von den Dingen hin-



Photographie von J. Schweig, Jerusalem

Martin Buber

weg, sondern einer Zuheiligung der Dinge durch den Menschen, als seines Dienstes an der Schöpfung“.

Worauf Buber harret, das ist dem Christen schon erfüllt: das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, *plenum gratiae et veritatis*. Buber steht in Erwartung des verheißenen Erlösers, wir haben ihn im eucharistischen Sakrament gegenwärtig, wir empfangen ihn, er nimmt uns auf, wir leben in ihm und mit ihm und durch ihn, er ist uns der Weg, die Wahrheit und das Leben. Der Eucharist nimmt in der Zeit schon an der Ewigkeit teil. Wenn ich Buber recht verstehe, sieht er das Heil vielmehr in der fortwährenden Erwartung des Erlösers allein, es soll immer wieder ein neuer Messias kommen, einer den anderen ablösend und selbst schon wieder vom nächsten verdrängt; ein unendlicher Aufmarsch nach einem Ziel, das immer wieder in die Ferne rückt. So gewaltig ist die Kraft dieses auserwählten Volkes, daß ihm schon die bloße Vorstellung, jemals zur Ruhe zu kommen, unerträglich zu sein scheint: es will unablässig immer wieder einen neuen Messias, dem sogleich ein anderer auf dem Fuß folgen soll. Nur so weiß ich es mir zu deuten, wenn Buber sagt: „Es steht der gelebte Augenblick des Menschen in Wahrheit zwischen Schöpfung und Erlösung, in seiner Wirklichkeit an die Schöpfung, in seiner Wirkensmacht an die Erlösung geknüpft; vielmehr, er steht nicht zwischen beiden, sondern in beiden zugleich; denn wie die Schöpfung nicht bloß einmalig im Anfang, sondern auch allmählich in der ganzen Zeit ist, so ist auch die Erlösung nicht bloß einmalig im Ende, sondern auch allmählich in der ganzen Zeit. Nicht bloß bezogen ist der Augenblick auf beide, sondern beide einbezogen in ihn. Und wie die Schöpfung nicht ‚eigentlich‘ einst geschehen ist und jetzt etwa nur ‚fortgesetzt‘ würde, so daß alle Schöpfungsakte bis auf diesen, der jetzt geschieht, sich zum Werk der Schöpfung summieren, vielmehr das Gebetswort, daß Gott alle Tage das Werk der Schöpfung erneuert, vollkommene Wahrheit ist, wie solchermaßen im Bereich der Schöpfung, in dem Gott allein waltet, der Augenblick nicht bloß von irgendwoher, sondern aus sich und in sich sich begibt, so auch im Bereich der Erlösung, in dem Gott verstatet und verlangt, daß seinem Wirken ein Wirken der Menschenperson un-

begreiflich sich eintue.“ Die Bedeutung der chassidischen Botschaft steht Buber eben darin, daß sie sich die Heiligung nicht von einem „bestimmten, aufzeigbaren, lehrbaren, magisierenden Handeln in festgelegten Formeln und Gebärden, Seelenhaltungen und Seelenspannungen“ verspricht, sondern erkennt: „Nur die Weihe der natürlichen Weltverbundenheit hat die erlöserische Kraft, nur aus der Erlösung des Alltags wächst der All-Tag der Erlösung.“

Novalis fand alles Philosophieren unzulänglich, wenn daraus nicht ein Symphilosophieren wird. „Gemeinschaftlich zu denken“, fordert er uns auf, „ein gemeinschaftlicher Zug nach einer geliebten Welt“ soll uns zur Wahrheit führen. „Eine geliebte Welt“ ist für ihn also schon primär da. Das ist im Grunde ganz antik empfunden: Idee und Eidos, beide Worte haben dieselbe Bedeutung, nämlich „was sich sehen läßt“. Für den Griechen nimmt „Idee“ stets sogleich Gestalt an, er sieht „Idee“ mit Augen, wie hinwieder auch der Augenschein bloß eine Knospe für ihn ist, aus der, sobald sie sich öffnet, „Idee“ strahlend erblüht. Alles echte Philosophieren will Außerer inne werden, aber es bleibt niemals bei diesem Passivum, der Empfänger „reagiert“ sogleich darauf, und so fühlt er sich berechtigt, für „aktiv“ zu gelten, wir wollen es uns nur niemals eingestehen, wie passiv wir in unseren Aktionen sind! Cogito ergo sum, sagt Descartes und glaubt damit auf sicherem Grunde zu stehen, und seine ganze Zeit glaubte ihm, aber zweihundert Jahre später berichtigt Franz von Baader den ungenauen Ausdruck, das fehlende Zwischenglied einsetzend, dahin: „Cogito quia cogitor – cogitor (a Deo) ergo sum – als Gedanke Gottes kann ich denken, folglich bin ich“ (zitiert aus Erich Przywara's Aufsatz „Platonismus“ in den „Stimmen der Zeit“). Es ist schon charakteristisch für Descartes, sich darüber zu wundern, daß er denkt. Plato wundert sich nicht darüber, daß er denkt, er wundert sich über das Leben und horcht, was es ihm zu sagen hat. Darin folgt ihm auch Aristoteles, den wir mißverstehen, wenn wir ihn als Entgegnung auf Plato oder gar Überwindung Platos auffassen. Nein, er geht den platonischen Weg, und Albertus Magnus, Thomas von Aquin und des Aquinaten gewaltigster Schüler, der Dichter der Scholastik: Dante, folgen

ihm, alle sind Erben nicht bloß der aristotelischen, sondern mit ihr und eben an ihr auch der platonischen Lehre. Das ist nicht, wie der mit Recht schon ungeduldige Leser meint, Abschweifung von meinem Gegenstand, sondern notwendig als Beweis, an welcher ungeheuren geistigen Bewegung und Entwicklung des Abendlandes das Judentum, obwohl von ihr abgesperrt und ausgesperrt, dennoch tätig teilgenommen hat, keineswegs bloß empfangend oder gar nachäffend, sondern aus eigener Kraft, durch den Einsatz seiner in allen Bedrängnissen unverfehrt bewahrten Eigenart. Wir haben davon in dieser Zeit kein reineres Beispiel als an Martin Buber, dem stolzen Juden, der nebenher, was er freilich selbst vielleicht gar nicht weiß, was aber jeder Satz beweist, den er schreibt, ein Dichter ist und, wenn er es auch nicht zugeben wird, ein deutscher Dichter.

* * *

MARTIN BUBER

AN DAS GLEICHZEITIGE

(Geschrieben im Herbst 1914)

Gewalt, einbrechende Gewalt des Gleichzeitigen!

Einst saß ich in der stahlblauen Einsamkeit meiner Abende, da öffnete ich das Fenster, und hereingeflogen kamst du, anzusehn wie ein mondfarbner Vogel, mit Furchtbarem und Süßem beladen, und ich fühlte: in diesem Augenblick . . . Die Zeiten entwichen ins Unfaßbare, aber den Raum, den Erdraum dieses Augenblicks legtest du wie ein Wollknäuel an meine Brust, und ich atmete die Träume fernster Wesen, Regungen unbekannter Kreaturen versammelten sich in meiner Kehle, und in meinem Blute mischten sich die Elemente der Seelen. Die Gegenwart war in mich getreten als eine Musik aus Spannung, Trieb und Aufschwung der Lebendigen, und, der Unendlichkeit dieses Augenblicks standhaltend, wußte ich nicht, ob sie mich, ob ich sie regierte, nur daß sie gebunden, zu leibhafter Musik gebunden war. Dann aber wußte ich wieder: als ich, mich zutiefst besinnend, dich gehen hieß, Gewalt des Gleichzeitigen, und du hobst dich hinweg wie ein mondfarbner Vogel, mit entlasteten Flügeln, und ich schloß